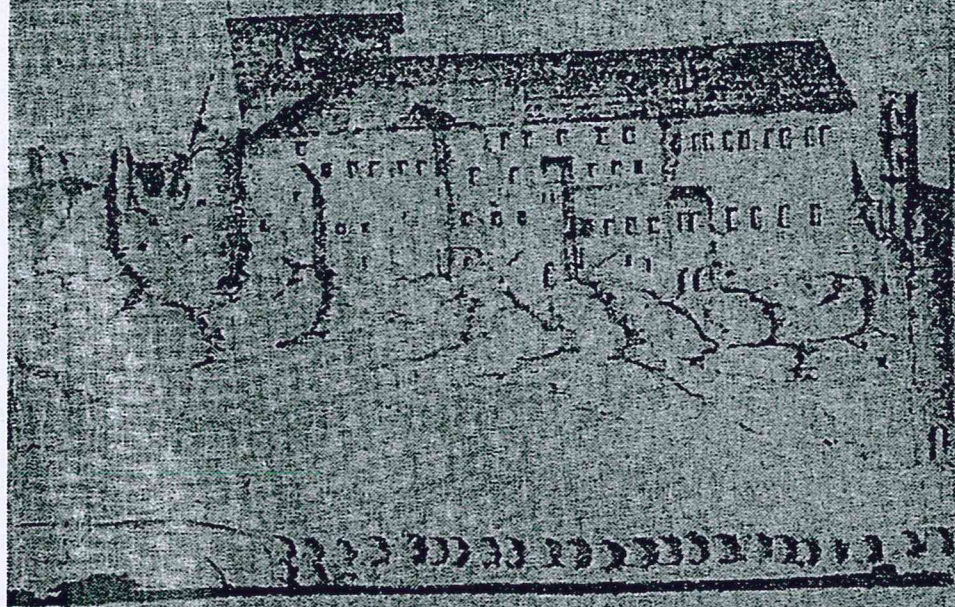


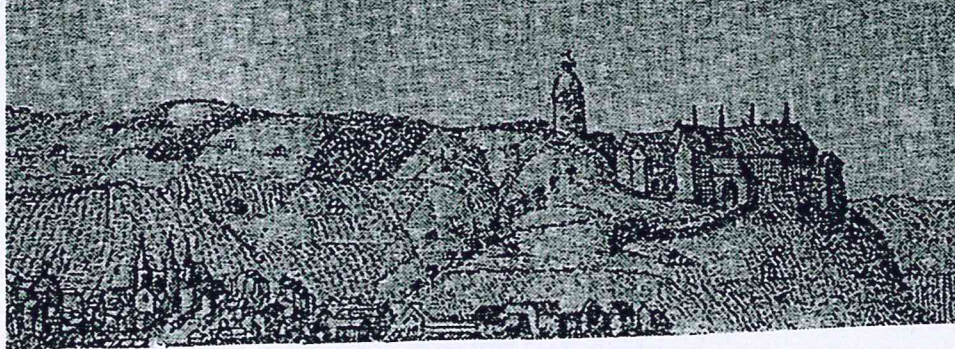
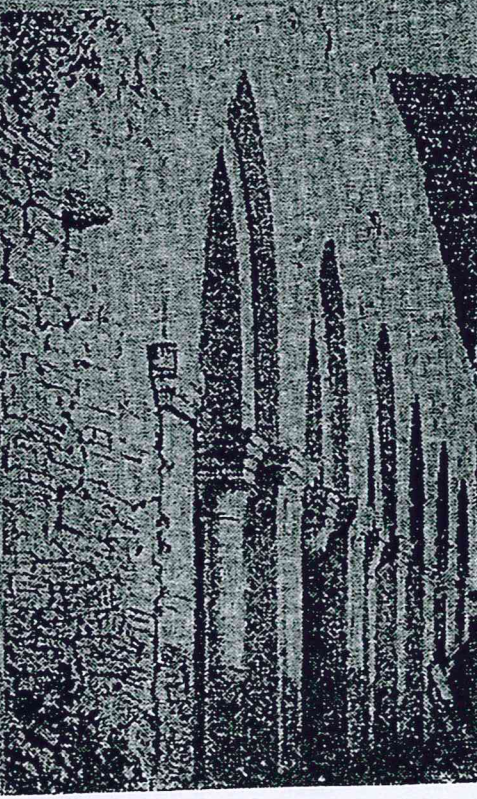
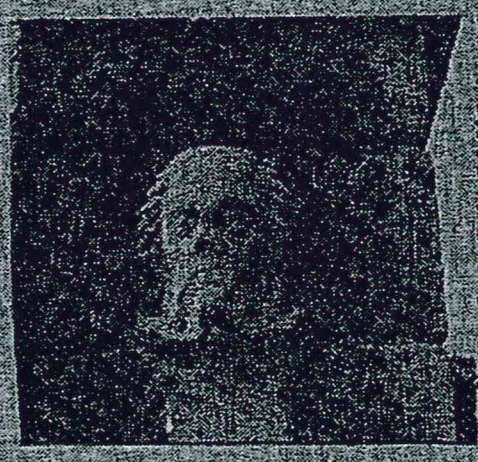
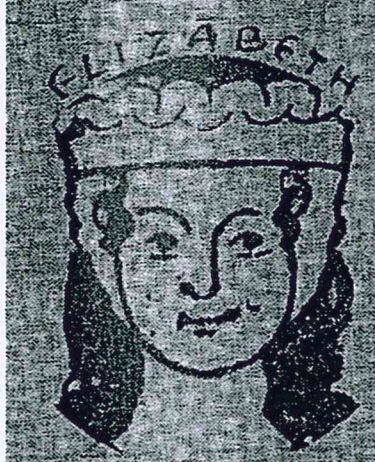
Prospect des Schlosses Wendsteden

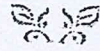


SAGEN und Heft 2

LEGENDEN

aus dem Kreis Nebra





*Sagen und Legenden
aus dem Kreis Nebru*

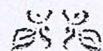
gesammelt und neu erzählt

von Rudolf Tomaszewski, Burgscheidungen

Heft 2

herausgegeben von der Lokalredaktion der „Freiheit“ Nebru

zur Solidaritätsaktion der Journalisten 1988



Inhaltsverzeichnis

1. Die heilige Elisabeth und der Aussätzige
2. Der Bücherdieb
3. Landgraf Ludwig prüft seine Vasallen
4. Landgraf Ludwigs Leichnam wird von seinen Vasallen
zu Grabe getragen
5. Radegunde
6. Eine Braupfanne voller Gold
7. Die Spende zu Wennungen
8. Das Siegel mit dem Fisch
10. Radulf, Herzog in Thüringen
11. Drei Hiebe
12. Vom Sterben eines großen Königs
13. Herr Heinrich und die Nonne
14. Herr Heinrich und seine Brautschau im Kloster
15. Die letzten Tage eines Kaisers
16. Bildnisse großer Herrscher und ihrer Gemahlinnen
17. Der Sausberg
18. Der Freischütz Peters

Vorwort

Die freundliche Aufnahme, die Heft 1 der „Sagen und Legenden aus dem Kreis Nebra“ gefunden hat, machen es Verfasser und Herausgeber leicht, ein Heft 2 herauszugeben. Damit liegen nunmehr fast sämtliche auf uns gekommene Sagen und Legenden aus dem Kreis Nebra vor.

Möge auch dieses kleine Heft wieder Freude auslösen, Wissen und Verständnis für unseren Kreis vermitteln und Liebe zu unserer Heimat erwecken.

Das Heft 2 „Sagen und Legenden aus dem Kreis Nebra“ wird zur Solidaritätsaktion der Journalisten des Kreises 1988 herausgegeben.

Den Erlös stellen wir dem Solidaritätsfonds des Verbandes der Journalisten der DDR zur Verfügung. Die Mittel werden verwendet, um die Schule der Solidarität „Werner Lamberz“ zu unterstützen und den Journalisten zu helfen, die für Frieden, Freiheit und sozialen Fortschritt wirken und in ihren Heimatländern verfolgt werden. Der Herausgeber dankt dem Autor, Herrn Rudolf Tomaszewski aus Burgscheidungen. Die Titelseite gestaltete unter Verwendung historischer Abbildungen der Autor. Dank gebührt auch dem Fachbuchdruck Naumburg, BT Weißenfels, für die freundliche Unterstützung.

Die heilige Elisabeth und der Aussätzige

Die thüringische Landgräfin Elisabeth, heiliggesprochen im Jahre 1235, wurde schon kurz nach ihrem Tode Gegenstand gläubiger Verehrung des Volkes und Mittelpunkt zahlreicher Sagen, Legenden und bildkünstlerischer Darstellungen.

Daß sie, jung an Fleisch und Blut, von hoher adeliger Herkunft, Tochter eines mächtigen Königs, als Dienerin der Armen, Kranken und Siedhen wirkte und zuletzt um dieses Dienstes willen auf ihre hohe gesellschaftliche Stellung verzichtete, das hatte für die Menschen jener Zeit etwas Unbegreifliches, ja etwas Wundersames an sich.

Elisabeth war die Tochter des Ungarnkönigs Andreas und dessen Gemahlin Gertrud. Schon als Kind wurde sie Objekt politischer Interessen, wie das beim Hochadel damaliger Zeit gang und gäbe war.

Als sie ein Jahr alt war, kämen Landgraf Hermann I. von Thüringen und König Andreas II. von Ungarn zur Bekräftigung eines gegenseitigen Bündnisses gegen den deutschen König Philipp von Schwaben überein, sie dem ältesten Sohne des Landgrafen, der etwa elf Jahre alt war, anzuverloben.

Drei Jahre später verließ Elisabeth Eltern und Heimat; sie war gerade vier Jahre alt.

Feierlich wurde sie an den Landgrafenhof zu Eisenach geholt, wo sie mit ihrem Verlobten gemeinsam erzogen werden sollte. Doch dieser starb, als Elisabeth neun Jahre alt war. Auch der Landgraf starb wenig später.

Sein nunmehr ältester Sohn Ludwig wurde sein Nachfolger. Mit sieben Jahren wurde er Landgraf von Thüringen.

Elisabeth, die schon im ersten Lebensjahr zur künftigen Landgräfin bestimmt worden war, wurde es nun auch, indem sie, vierzehnjährig, mit Ludwig vermählt wurde.

Die Legende erzählt:

Elisabeth und Ludwig hielten sich oft und gern auf der Neuenburg bei Freyburg auf.

Eines Tages lustwandelte die Landgräfin in ihrem Baumgarten nahe der Burg.

Da bemerkte sie einen Bettler, der sich ihr näherte und sie um eine milde Gabe bat.

Sein Anblick war keineswegs eine Augenweide. Doch diesen kranken Mann nahm Elisabeth freundlich bei der Hand, führte ihn in ihre Kemenate, badete ihn, salbte seine mißfarbenen Hautstellen mit heilsamen Öl und legte ihn schließlich zu seiner Erquickung in das Bett ihres Ehegemahls.

Dies alles blieb jedoch nicht unbemerkt! — Die alte Landgräfin Sophie erfuhr durch ihre Zofen davon, war ob solchen Tuns empört und ganz voller Furcht vor einer Ansteckung.

Nachdem ihr Sohn von einer Tagesreise zurückgekehrt war, führte sie ihn in sein eheliches Schlafgemach, um ihm zu beweisen, daß seine Gemahlin während seiner Abwesenheit mit anderen Männern zu tun hätte.

Aber der Landgraf fand sein Bett leer! Das Bettzeug lag gleichmäßig da, wie von der Hand einer Dienerin geglättet, sauber und makellos. Als Elisabeth in das Schlafgemach gerufen wurde und das Deckbett hochhob, lag darunter nur das glatte Laken.

Der Aussätzige war verschwunden. An seiner Stelle lag ein hölzernes Kreuzifix.

Sie traute ihren eigenen Sinnen nicht. Auch die Lumpen des Aussätzigen, die auf dem Stuhle gelegen hatten, blieben unauffindbar.

Da sprach der erstaunte Landgraf: „Meine liebe Herrin, solchen Gast solltest du mir recht oft ins Bett legen!“

Als er dann wenig später von Elisabeth die Geschichte mit dem Aussätzigen erfuhr, vermahnte er sie, sich der Armen und Kranken auch fernerhin anzunehmen und sich durch nichts davon abschrecken zu lassen. Und er fügte diesen Worten hinzu: „So nur bleiben Wartburg, Eisenach und Neuenburg, so will ich wohl zufrieden sein!“



Der Bücherdieb

Als sich Anno Domini 1174 des eisernen Landgrafen ältester Sohn Ludwig III., der Milde, mit der Gräfin Margarete von Cleve vermählte, weilte aus diesem Anlaß die landgräfliche Familie am Ort der Vermählung. Hier las der am Hofe zu Cleve lebende, aus der Gegend um Maastricht am Niederrhein stammende Heinrich von Veldeke, der Hochzeitsgesellschaft Ausschnitte aus seinem fast vollendeten Versroman „Eneit“ vor, in dem die Abenteuer des Äneas nach dem Fall von Troja erzählt werden.

Die Gräfin, die nicht nur eine Verehrerin und großzügige Gönnerin des Dichters, sondern offensichtlich auch eine Liebhaberin schöngeistiger

Literatur war, erhielt anschließend leihweise das Handexemplar des Dichters.

Graf Heinrich von Schwarzburg, ein Verwandter des Bräutigams, der sich im Gefolge des Thüringer Landgrafen befand, erspähte jedoch bei einer Kammerjungfer der Gräfin die Dichtung, nahm sie unbemerkt an sich und schickte sie heimlich in seine Thüringer Heimat.

Die Gräfin verlangte, erbat, ja erflehte die Rückgabe des Werkes, ohne Erfolg.

Graf Heinrich ließ sich nicht erweichen. Auch wenn man mit Engeltzungen geredet hätte, er wollte sich auf gar keinen Fall von der Dichtung trennen.

Darüber vergingen viele Jahre ins Land. Schließlich forderte Margaretes Schwager den Grafen Heinrich zum Zweikampf heraus, versetzte dem Bücherdieb eine tödliche Wunde, an der dieser kurz darauf starb.

Neun Jahre nach dem Diebstahl, als der sächsische Pfalzgraf Hermann, der spätere Landgraf von Thüringen, auf der Neuenburg Hof hielt, lud er sich Heinrich von Veldeke zu Gast.

Dort überreichte er dem überraschten und hocherfreuten Dichter seine „Eneit“ und hielt ihn so lange auf der Neuenburg als seinen Schützling fest, bis das Werk 1189 vollendet war.

Seit dieser Zeit schrieb man folgende Zeilen
in verliehene Bücher:

„Daß buch is mir lip, Wer mirs stihlt is ein dip: Es sey ryter oder knecht,
So is her an'n Galgen gerecht“.



Landgraf Ludwig prüft seine Vasallen

Landgraf Ludwig von Thüringen, den man seit dem Tage, als er die Edelleute im Angesicht der Neuenburg zu Freyburg vor den Pflug spannen und sie, nur mit einem Büberhemd bekleidet, eine Ackerfurche ziehen ließ, Ludwig den Eisernen hieß, wohl auch deshalb, weil er seitdem unter seiner Kleidung einen eisernen Panzer trug, wollte seine Vasallen auf die Probe stellen.

Und das kam so:

Nachdem ihn im Jahre 1173 eine schwere Krankheit an das Krankenlager gefesselt und er seine Ritterschaft vor das Schmerzenslager hatte treten lassen, erkannte er, als sie ihm schwören mußten, seinen Leichnam auf ihren Schultern nach dem Familienkloster Reinhardsbrunn zu tragen, daß sie keineswegs gewillt waren, diesen Schwur zu halten. Ihre Mienen und Blicke verrieten ihm das Gegenteil. Furcht und Freude drückten sie aus; offene Furcht vor dem noch Lebenden, heimliche Freude vor dem bald Toten.

Ludwig erholte sich jedoch wieder und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit.

Eines Tages erschien ihm der Zeitpunkt gekommen, die Probe zu veranstalten.

Er tat, als sei er schwerkrank, empfing die drei Sterbesakramente und erweckte rundum den Anschein, daß sein letztes Stündlein gekommen sei.

Und eines Tages ließ er die Kunde im Lande verbreiten, daß er gestorben sei.

Einige Ritter und Edelleute brachten unverhohlen ihre Freude ob dieser guten Nachricht zum Ausdruck, hatten sie doch ihre Bestrafung und Demütigung weder verziehen, noch vergessen.

Anstatt aber, wie sie gelobt, ja geschworen hatten, den Leichnam auf ihren Schultern nach Reinhardsbrunn zu tragen, stellten sie den Sarg mit den sterblichen Überresten auf einen Pferdekarren und folgten demselben in fröhlicher Laune, als wenn es zu einem hohen Feste ginge. Nun konnten sie endlich wieder ungestraft im Lande schalten und walten, wie es ihnen nach ihren Lüsten und Gelüsten in den Sinn kam. Was konnte er ihnen noch antun, der Eiserne, da er nun tot vor ihnen im Sarg lag? Und genügte diese Art des Transportes nicht vollauf, ihn nach Reinhardsbrunn zu tragen?

Da rumpelte der Karren über einige Feldsteine, die auf dem Wege lagen. Dieser Augenblick schien dem Landgrafen günstig, der keineswegs tot war, sondern alle Schmähreden hatte mit anhören können. Er zerbrach mit gewaltiger Kraftanstrengung den Deckel seines selbstgewählten Gefängnisses und stand gleich einem Schreckgespenst vor ihnen auf.

Vor Entsetzen stoben die wortbrüchigen Edelleute auseinander, als hätte der Leibhaftige selber sich an ihre Fersen geheftet.

Der Landgraf aber rief sie alle zurück und sprach zu ihnen: „O, ihr Lügner und Betrüger, was sind eure Gelöbnisse und Eidschwüre noch wert!?“

Den Edelleuten aber blieb nichts anderes übrig, als vor ihrem Herrn niederzufallen und um Gnade und Erbarmen zu bitten.

Als der Landgraf das traurige Häuflein seiner Vasallen vor sich auf dem Boden knien sah, gewährte er ihnen großmütig das Erbetene.

Landgraf Ludwigs Leichnam wird von seinen Vasallen zu Grabe getragen

Seit der Prüfung seiner Vasallen war mancher Eimer Unstrutwasser an der Neuenburg zu Freyburg vorbeigeflossen.

Als nun eines Tages der Eiserne fühlte, daß es wahrhaftig mit ihm zu Ende gehen würde, beschied er erneut alle seine Vasallen zu sich auf die Neuenburg.

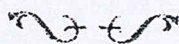
Auf der Liegestatt sitzend, empfing er sie und erteilte ihnen, wie ehemals, den Befehl, seinen Leichnam auf ihren Schultern von der Neuenburg bis nach Reinhardsbrunn zu tragen.

Die Edelleute gaben ihr Versprechen und schworen einen Eid darauf. Doch dieses Mal dachte wohl keiner von ihnen in seinem Innern daran, diesen brechen zu wollen.

Ludwig starb. Und über die lange Strecke von der Thüringer Grenzplatte bis zu den Füßen der Thüringer Berge trugen die Vasallen auf ihren Schultern den Sarg mit den sterblichen Überresten ihres Herrn.

Auch die mächtigsten und angesehensten Edelleute weigerten sich nicht, zu tun, was sie geschworen hatten. Auch diejenigen nicht, die dem Landgrafen zeit seines Lebens nach dem Leben getrachtet hatten.

In Reinhardsbrunn wurde ein glänzendes Leichenbegräbnis zelebriert. Der Bischof von Magdeburg war erschienen und viele Fürsten und Edelherrn des Reiches, um dem Landgrafen die letzte Ehre zu erweisen. Und wie schon auf dem langen Weg vom Sterbeort bis hierher zum Bestattungsort, so standen auch hier wieder vor der Familiengruft der Landgrafen von Thüringen zahllose Menschen, ihren Herrn und gerechten Fürsten zu betrauern und zu ehren, denn man hatte keineswegs vergessen, wie dieser die ungerechten und unbarmherzigen Edelleute auf dem Acker im Angesicht der Neuenburg vor den Pflug gespannt und sie ob ihrer Untaten bestraft und gedemütigt hatte.



Der Ablass zu Balgstädt

Als sich zu Zeiten des heiligen Gangolf vor dem Steinkreuz bei dem Vorwerk Rödel, nicht allzuweit von Balgstädt entfernt, Wallfahrer sammelten, um von dieser Stelle aus auf den Knien bis zur Klause des Einsiedlers vorwärts zu rutschen und somit, wie ihnen ihr Glauben sagte, Ablass für ihre Sünden zu erlangen, rief ihnen der Heilige schon von weitem zu:

„Liebe Schwestern und liebe Brüder, scheuert lieber eure Herzen auf eurem Lebensweg blank, als jetzt eure Sünden auf den Knien und auf dem Wege zu meiner Klause.“

Gangolf war im Gefolge des Karolingers Pippin III., des Kleinen, und Vater Karls des Großen in unsere Gegend gekommen und hatte sich hier als Einsiedler niedergelassen.

Nachdem er also gesprochen, verließ er enttäuscht den Ort und das untere Unstruttal.

Die Wallfahrer jedoch, die seinen Anblick nicht missen und auch nicht weiter entbehren wollten, ließen sich von einem Steinmetz St. Gangolfs Antlitz in Stein meißeln. Den Stein brachen sie im Steinbruch auf dem Rödel.

Nunmehr verrichteten alle diejenigen, die ihrer Sündenlast ledig sein wollten, ihre Andachten und Bußübungen vor diesem Bildnis aus Stein. Als der Heilige von diesem Rückfall in den Götzendienst erfuhr, bat er mit inbrünstigem Gebet seinen himmlischen Vater, jenes Bildnis zerstören zu wollen.

Das geschah in einer Gewitternacht.

Die Bewohner Balgstädts aber trugen sorgsam die zerstörten Teile zusammen, bauten den Kopf des Heiligen in das Gemäuer der verlassenen Einsiedelei ein und veranstalteten fortan, zur bleibenden Erinnerung, ein nachpfingstliches Ablassfest, wo von nah und fern die Männlein und Weiblein kamen, um sich bei lustiger Buße im Tanze zu drehen und sich an Speise und Trank zu erlaben.

Später wurde der ABLASS so bekannt, daß man von überall her mit Kind und Kegel nach Balgstädt kam, um hier ein fröhliches Volksfest feiern zu können.



Vier Frauen gingen in die lange Geschichte Burgscheidungen ein: Amalaberga, Radegunde, Kaiserin Agnes und die Gräfin Cosel. Die beiden ersten auch in den Sagenschatz unseres Kreises.

Radegunde, Tochter des Thüringer Teilkönigs Berthar, Königin der Franken und Heilige der katholischen Kirche.

Ihr Leben und Leiden, ihr Dienst an den Armen, Kranken und Siechen ist geschichtlich erst unvollkommen erschlossen, aber durch die Sagenbildung wollen wir uns ein Bild verschaffen von dieser so großartigen Frauengestalt vor über eintausendvierhundert Jahren.

Ihr Vater hieß Berthar, ihr Großvater Bisinus. Letzterer beherrschte um 500 n. Z. das Großreich der Thüringer, das im Westen die Werra, im Osten Saale und Elbe, im Norden den Harz und darüber hinaus die Flüsse Oker und Ohre, im Süden die Donau umfaßte.

Nach seinem Tode teilten sich seine drei Söhne das Reich. Baderich, der Älteste, erhielt den südlichen Teil, Berthar das Mittelstück zwischen Thüringer Wald und Unstrut, Irminfried den Teil nördlich der Unstrut bis zur heutigen Altmark. Er hatte seinen Königshof in Scidingeburg, dem heutigen Burgscheidungen.

Radegunde lebte nach dem Tode ihres Vaters mit ihrem jüngeren Bruder bei ihrem Onkel auf Scidingeburg. Ihr Vater war bei den ersten Kämpfen mit den Franken um das Jahr 529 ums Leben gekommen, von ihrer Mutter blieb nichts überliefert.

Sie war wenig mehr als 12 Jahre alt, als sich der Untergang des Thüringer Reiches wie ein drohender Schatten über ihr Leben ausbreitete.

Ihr einziger Trost war ihr in dieser Zeit Vetter Amalafred, der Sohn Irminfrieds, etwas älter als sie, doch noch knabenhaft jung. In kindlicher Schwärmerei suchte sie bei ihm Schutz. Er war ihr alles, ersetzte ihr den Vater, die Mutter, die Schwester und war ihr zugleich ein Bruder.

Bei der Erstürmung Scidingeburgs geriet sie mit ihrem Bruder und ihren Wärterinnen in fränkische Gefangenschaft.

Sie war die kostbarste Kriegsbeute der beiden fränkischen Teilkönige Theuderich und Clothar.

Die Jugend, der Liebreiz und die unbeschreibliche Schönheit der noch nicht voll erblühten Jungfrau, auf deren Kinderjahre schon die ganze Bitternis und Schwere eines Waisenkindes gelastet hatten, entfachte einen Streit zwischen den beiden Siegern. Wenig königlich-brüderlich ging es zwischen den beiden zu, da man sogar die Schwerter zog.

Da keiner von beiden auf Radegunde verzichten wollte, schickte man sie zu Irminfried, der in den Wäldern Thüringens neue Kräfte für einen Feldzug sammelte. Das war ein wohlüberlegter und geschickter politi-

scher Schachzug seiner Feinde. Irminfried sollte sich in Sicherheit wiegen, damit man ihn desto leichter seinem Mörder in die Hände spielen konnte.

Nach Irminfrieds Ermordung in Zülpich, südwestlich von Köln, floh dessen Witwe Amalaberga mit ihren Kindern Amalafred und Rodelinde sowie mit Radegunde und deren Bruder nach Italien.

Hier gerieten die Flüchtenden in den Strudel der Ereignisse um den Untergang der Ostgoten, die von den Oströmern besiegt wurden.

Während Amalaberga mit ihren Kindern als Gefangene nach Byzanz gebracht wurde, gerieten Radegunde und ihr Bruder erneut in die Hände der Franken.

Und wieder waren es zwei fränkische Könige, die sich um den Besitz der Jungfrau stritten: erneut Clothar, aber anstelle Theuderichs, der im Jahre 534 verstorben war, Theudebert, dessen Sohn, der schon am Feldzuge gegen die Thüringer teilgenommen hatte.

Sie losten, wer von beiden die Königskinder bekommen sollte: Clothar wurde der Gewinner.

Er brachte beide auf sein Königsgut Athies bei St. Quentin, um Radegunde dort zu seiner Gemahlin und zur Königin der Franken erziehen zu lassen.

Als Ketzerin, als die sie wegen ihres arianischen Glaubens für die Kirche angesehen wurde, mußte sie katholisch unterrichtet, erzogen und schließlich getauft werden.

Zu jung für eine Heirat war sie nun nicht mehr!

Und Clothar, der ihr damit nur Gefangenschaft und Fremde bot, der sie bald als Gemahlin und Königin in die Arme schließen wollte, der trieb sie in die Arme eines anderen Königs: in die Arme des Christengottes.

Ihr graute vor einer Ehe mit Clothar. Dieser war ein besonders brutaler, roher Mann. In Paris hatte er erst jüngst mit eigener Hand die Söhne und Erben seines verstorbenen Bruders erdolcht.

Der drohenden Heirat mit dem König suchte sie sich vergeblich durch eine Flucht zu entziehen.

Die Verlobung erfolgte auf dem königlichen Sommersitz zu Vitry, die Krönung zur Königin der Franken zu Soissons im Jahre 540, gleichfalls hier auch die feierliche Trauung.

Doch gleich danach wurde sie zur Zeugin tagelanger, wüster Saufgelage, unmäßiger Völlereien, von Sittenlosigkeit und Gewalttätigkeit. Der König widerte sie an, er war ein echter Merowinger, roh, brutal, unbeherrscht und zügellos.

Immer mehr fühlte sie sich dem Himmelskönig zugetan, und bald flüsternten es heimlich die Höflinge, und bald sprach es der König auch selbst laut aus: „Das ist keine Frau, das ist eine Nonne!“

Clothar rügte sie und beschenkte sie zu gleicher Zeit königlich mit Kostbarkeiten.

Dieses Leben hätte sie wohl in Demut weiterführen können, wenn nicht das schreckliche Geschehen gewesen wäre, das alle Bande ehelichen Gehorsams in ihr zerriß.

Neben ihr war ihr Bruder aufgewachsen. Nun aber, groß geworden, wollte er seinen Vetter Amalafred aufsuchen, der es in oströmischen Diensten zum Heerführer gebracht hatte. Dort wollte er gleichfalls sein Glück versuchen.

Radegunde beschwor ihren Bruder, den letzten und liebsten Menschen aus ihrer Heimat, sie doch nicht verlassen zu wollen.

Es war ihr Traum, ihn auf dem Thron seiner Väter zu sehen! Offensichtlich ahnte Clothar, der nach Theuderichs Tode Herr über Thüringen geworden war, ihre Wünsche.

So fiel ihr Bruder dem Dolch der Mörder zum Opfer. Nicht einmal in sein totes Antlitz hatte sie blicken dürfen, unbekannt blieb ihr auch der Ort seiner Bestattung.

Nun hielt sie aber auch nichts mehr von dem Schritt zurück, zu dem sie sich durchgerungen hatte: wurde eine Ehefrau zur Nonne geweiht, hatte der Ehemann jegliches Recht über sie verloren.

Unter einem Vorwand begab sie sich mit großem Gefolge im Jahre 537 nach Noyon, dem Sitz des Bischofs Medardus. Sie nahm so viele Große des Reiches mit, damit ein Totschweigen dessen, was beabsichtigt, von vornherein unmöglich war.

Sie führte ihr Gefolge in den Dom. Eine große Menschenmenge hatte sich dort bereits versammelt. Dann bat sie Medardus, sie zur Nonne weihen zu wollen, da sie gewillt sei, der Welt zu entsagen.

Der Bischof weigerte sich, die Gemahlin seines Königs zu scheiden und ihr den Schleier zu reichen.

Die Überraschung der im Dom Versammelten nutzte Radegunde aus, schlüpfte in die Sakristei und dort in das bereitgehaltene Nonnenkleid.

Dann trat sie erneut vor das Volk, die Höflinge und den Bischof, mit jedem Zoll ihres Herzens eine gebieterische Königin.

Und der Bischof stellte sein priesterliches Gewissen über Menschenfurcht und politische Rücksichten und weihte sie schließlich nach ihrem erneut vorgetragenen Entschluß zur Nonne.

Danach nahm die königliche Nonne ihren goldenen Gürtel, der ihren Leib soeben noch umfaßt hatte, zerbrach ihn und warf seine Teile unter die Menge der Armen.

Ihr Königsgewand mit gold- und purpurgewobenen Fransen breitete sie auf dem Altar aus, legte ihre kostbaren Armbänder, Haargeschmeide, Goldspangen und Juwelen darauf, sagte sich los von dieser Welt und verließ den Dom.

Ein Schiff führte sie mit nur wenigen Getreuen die Oise und Seine abwärts, die Küste entlang und dann die Loire aufwärts nach Tours. Dort besuchte sie die Erinnerungsstätten an den hl. Martin. Vorerst nahm sie

ihren Wohnsitz in Saix zwischen Tours und Poitiers. Dort lag der südlichste Landsitz ihrer Morgengabe. Er war ihr auch nach der Trennung von Clothar als Eigentum verblieben.

Aber noch war sie nicht in Sicherheit. Clothar hatte erklärt, daß er nicht ohne sie leben könne und wolle.

Aber eine andere Absicht verbarg sich hinter seinen Worten: Sie sollte der Schlüssel zu den Herzen der Thüringer und zu dem Land sein, das ihm nach dem Tode seines Bruders und dem Erlöschen dessen Geschlechts zugefallen war.

Radegunde konnte aber nicht gezwungen werden, wieder Königin zu sein, und an eine gewaltsame Entführung war nicht zu denken, denn der König konnte sich unmöglich die Kirche zur Feindin machen.

Und langsam erkannte er wohl auch, daß er gegen diese Frau machtlos war. So fügte er sich in das Unvermeidliche, jedenfalls nach außen hin. Aber er sah Radegunde nie wieder von Angesicht zu Angesicht.

Hatte Radegunde bereits ihren Landsitz Saix zur Herberge für Arme, Kranke und Sieche gemacht, so war sie nunmehr fest entschlossen, in Poitier ein Nonnenkloster zu gründen. Sie wußte bei diesem Entschluß noch nicht, daß sie siebenunddreißig Jahre ihres Lebens in dieser Stadt zubringen sollte.

Vor den Toren der Stadt wurde dazu der Grundstein gelegt und jahrelang gebaut, bis das Kloster dastand, mauerumgürtet mit Türmen und Wällen, hoch und fest, ein Zufluchtsort für alle, die Verfolgung litten oder Frieden suchten, vom König durch Mittel unterstützt und durch das, was ihr nach fränkischem Recht als Morgengabe zustand. Auch der Bischof und Herzog Austrapius von Poitiers hatten das Bauvorhaben nach besten Kräften gefördert.

Dann schlossen sich für immer die Pforten des Klosters hinter Radegunde, die dieses nach einem Gelübde nur als Leiche verlassen durfte. Als Clothar auf einem Jagdausflug plötzlich starb, konnte sich Radegunde endlich ohne Furcht fühlen.

Endlich sollte ihr der Frieden frommer Zurückgezogenheit zuteil werden, nach dem sie sich ein Leben lang gesehnt hatte.

Alle ihre Gedanken und Kräfte gehörten fortan nur noch dem Kloster. Sie blieb die Seele der Klostersgemeinschaft, die zeitweilig zweihundert Nonnen umfaßte. Sie wollte auch nicht deren Haupt sein und bestimmte im Jahre 567 eine junge Nonne, Agnes, zur Äbtissin. Deren Zuneigung besaß sie von Kindheit an und hatte sie in ihrer Denkweise erzogen. Sie selbst gefiel sich in der Rolle einer einfachen Nonne, ihrer königlichen Herkunft und ihrem überlegenem Geiste tat dies keinen Abbruch.

Aber nun wurde es auch stiller um Radegunde. Sie fand Erfüllung in ihrer Tätigkeit für die Armen, Kranken, Siechen und Notleidenden, in den Werken christlicher Nächstenliebe.

Nur noch einmal fand jemand von außen Zugang zu ihr: der junge lateinische Dichter Venantius Fortunatus, der wegen seines Gelübdes eine Wallfahrt nach Tours unternommen hatte, den Radegunde zum Priestersekretär der Äbtissin bestimmte und der eine lange Zeit, 20 Jahre lang, dieses Amt innehatte.

Zwischen Radegunde und ihm hatte sich von Anfang an ein Band reiner und herzlicher Zuneigung entwickelt, und aus dem Zauber ihres Wesens und aus ihrem Vertrauen zu ihm heraus, das sie ihm uneingeschränkt schenkte, erwachsen ihm seine poetischen Werke, Werke zum Ruhme des Lebens, zum Lobe des Friedens und der Liebe, die er hier angetroffen hatte.

Zu seinem schönsten und ergreifendsten Gedicht „De excidio Thuringiae“ hatte ihn unzweifelhaft Radegunde inspiriert, zu dem Gedicht „Thüringens Untergang“.

Sie starb am 13. August des Jahres 587, Heimweh im Herzen. Sie hatte eine Welt des Bösen kennengelernt. Und was tat sie dagegen? Das Gute! Und was behielt sie für sich? Den Schmerz.

Sie wurde in der Krypta der Kirche, die nunmehr ihren Namen tragen sollte, beigesetzt. Schon zu ihren Lebzeiten wurde sie wie eine Heilige verehrt, die Kirche sprach sie heilig.



Vor Urväters Zeiten lag, nicht weit vom Ortsausgang Tröbsdorf in Richtung nach Sonnenuntergang zu, auf halber Hanghöhe, ein kleiner Erdhügel.

Um den Hügel herum lagen schwere Wackersteine, ähnlich alter Hünensteine, zum Rundell geordnet.

In der Mitte der erhöhten Stelle erhob sich ein weithin sichtbarer, stark verasteter Birnbaum, der aber nur noch wenige Früchte abwerfen konnte.

Menschen und Tiere mieden Hügel und Steine, Baum und Früchte. Die Hirten, die im Tal der Blinde bei ihren Schafen im Pferch wachten, hatten berichtet, daß es bei dem Hügel zu nächtlicher Stunde nicht ganz geheuer sei. Ein helles Licht erleuchte eine ganz bestimmte Stelle und ein schwarzer Pudel umkreise fortwährend das Steinrundell.

Eines Tages lag vor dem Hügel ein Fremder, dem das Gesicht auf den Rücken gekehrt war. Ein schwerer Wackerstein, den er hatte lüften können, lag neben ihm, auch verschiedene Grabgerätschaften. Wochen später fand man erneut einen Toten, Monate danach einen dritten. Seitdem ging die Rede um, unter dem Hügel wäre in einer Braupfanne ein Goldschatz vergraben, und nur derjenige könne ihn ganz für sich gewinnen, der reinen Herzens, ohne Schuld und ohne Furcht sei. Viele Hügel in der Nähe wurden nach und nach ergraben, aber an den Hügel mit dem Steinkreis und dem verasteten Birnbaum wagte sich kein Sterblicher mehr.

In einer Gewitternacht zerstörte ein Blitz den Baum, auch die Steine wurden von herabstürzenden Wassermassen hinweggespült und in das Bachbett der Blinde gewälzt.

Man kann sie heute noch sehen, aber den Hügel mit der vergrabenen Braupfanne voller Gold sucht man weiterhin vergebens.



Vor Zeiten, als man den christlichen Glauben vertrat, aller seiner Sünden ledig zu sein und sich den Himmel zu verdienen, wenn man den Armen und Bedürftigen Almosen spende, bestimmte der Besitzer eines größeren Anwesens in Wennungen an der Unstrut, daß nach seinem Ableben aus seinem Nachlaß alljährlich zu Karfreitag, Brot und Käse zur Ausspendung kommen sollten.

Später wurde diese Spende insofern verändert, daß ein jeglicher Bewohner des Ortes Getreide spenden konnte, damit kleine und große Brote gebacken und unter die von nah und fern herbeigeeilten Armen und Bedürftigen verteilt werden konnten.

Aber die Anzahl der Notleidenden nahm einen solchen Zulauf, daß der kirchliche Ablauf des Karfreitag empfindlich gestört wurde. Daher verlegte man die Spende auf den Sonntag nach Ostern, auf Quasimodogeniti, bis im Jahre 1814 zum letzten Male Getreide gesammelt, Brot gebacken und „gespendet“ werden konnte.

Heute erinnert uns nur noch der Name „Die Spende zu Wennungen“ an diese Zeit und an diesen Brauch, wo es keineswegs selbstverständlich war, daß ein jeder unbedenklich sagen konnte, daß ihm ‚das tägliche Brot‘ gereicht würde.

Das Siegel mit dem Fisch

Auch Siegel haben ihre Geschichte und können Geschichten erzählen. Ein altes Gemeindesiegel von Wennungen erzählt uns sogar eine Legende:

Als Winfrid, wie Bonifatius ursprünglich hieß, vom Papst zu Rom im Jahre 718 die Missionierung der Hessen und Thüringer übertragen bekam und mit seinen Gefährten auf dem Wege gen Erfurt den Flecken Wennungen berührte, um am Ufer des Unstrutflusses von den Anstrengungen einer langen Tagesreise auszuruhen und sich für die Weiterreise zu stärken, bat er einen seiner Gefährten, ihnen allen eine einfache Speise zubereiten zu wollen.

Doch dieser konnte nur verneinend sein Haupt schüttein, denn alle ihre Vorräte waren längst aufgezehrt.

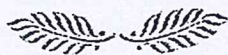
Da bat Bonifatius mehrere Gefährten, einen länglichen Stein herbeischaffen, als Tisch herrichten, schmücken und für eine Mahlzeit vorzubereiten zu wollen.

Dann erhob er bittend seine Hände zum Himmel und bat den Herrn, ein Wunder zu vollbringen, gleich dem in der Wüste, wo er an die Viertausend gespeist und satt gemacht hätte.

Alsobald schwebte über der müden und hungrigen Gesellschaft ein Raubvogel heran, der in seinen Fängen einen großen Fisch trug. Diesen ließ er neben den geschmückten Tisch fallen. Da pries Bonifatius laut Gottes Güte und Allmacht, auf die er stets gebaut und die sich jetzt wieder so augenfällig zeigte.

Die Gefährten hatten inzwischen ein Feuer entfacht, den Fisch gesäubert und gewaschen und ihn in der Glut der Asche gegart.

Zur Erinnerung an diese wundersame Begebenheit trug für lange Zeit das Gemeindesiegel von Wennungen in seiner Mitte einen Fisch.



Radulf, Herzog in Thüringen

Seit der Zerschlagung des Thüringer Reiches im Jahre 531 bei Scidingi, dem heutigen Burgscheidungen an der Unstrut, durch die vereinigten fränkisch-merowingischen Teilkönige Theuderich I. und Clothar I. unter Mithilfe von Kontingenten der Sachsen, waren einhundert Jahre vergangen.

Die Gebiete des besiegten Landes nördlich der Unstrut waren den Sachsen als Lohn für ihre Hilfeleistung als Siedlungsgebiete „zu ewigem Besitz“ aber unter fränkischer Oberherrschaft zugefallen, die südlichen Gebiete dem fränkisch-merowingischem Reich einverleibt. Thüringen bestand seitdem nur noch dem Namen nach als fränkisches Herzogtum.

Nach dem Tode König Clothar II., im Jahre 629, herrschte im fränkisch-merowingischen Gesamtreich der Sohn desselben, König Dagobert I. Aber König Dagobert wollte nunmehr auch über „das Reich des Samo“ in Böhmen und Mähren herrschen, es unterwerfen und tributpflichtig machen.

So zog er im Jahre 631 mit großer Heeresmacht nach der Wogastisburg, dem Sitz des Samo.

Dort erlitt sein Heeresaufgebot eine so vernichtende Niederlage, daß es fortan nicht mehr in der Lage war, an der weitentfernten Ostgrenze seines Reiches Kräfte zu konzentrieren und sich vor den Einfällen der Wenden und Sorben zu schützen.

Da sich die Sachsen jedoch dazu anboten, übertrug er ihnen den Schutz der Ostgrenze und erließ ihnen dafür den mit Clothar I. im Jahre 555 neu festgesetzten Jahrestribut von fünfhundert Kühen. Die Sachsen schworen auf ihre Waffen, die Wenden und Sorben aus Thüringen und Ostfranken zu vertreiben, kamen aber in der Folgezeit ihren eingegangenen Verpflichtungen keineswegs nach.

Als nächstes machte König Dagobert im Jahre 633 seinen erst dreijährigen Sohn Sigibert III. zum König über Ostfranken, wies ihm Metz als Residenz zu und stellte ihm als Thron- und Regierungsstützen Kunibert, Bischof von Köln, und Herzog Adalgisel zur Seite.

Er selbst behielt sich die Herrschaft über Westfranken und Burgund vor. In Thüringen aber setzte er einen fränkischen Adligen, Radulf mit Namen, als Herzog ein.

Mit all diesen Maßnahmen hoffte er, dem Ansturm slawischer Stammesverbände über die Ostgrenze seines Reiches für alle Zeiten vorbeugt zu haben.

Da schließlich die Sachsen ihren Schutzverpflichtungen nicht nachkamen und Samo die Wenden zu räuberischen Einfällen in fränkisch-thüringische Gebiete ermunterte, übergab König Dagobert dem Herzog Radulf

von Thüringen ein Heer, mit dem dieser im Jahre 634/635 die bis weit an den Rhein eingedrungenen Wenden in die Flucht schlagen konnte. Dieser Erfolg machte Radulf, der von Geburt zwar Franke war, im Herzen aber wie ein Thüringer fühlte und dachte, sehr stolz. Nach König Dagoberts Tode wollte er deshalb die Oberherrschaft eines fränkisch-merowingischen Königs nicht mehr anerkennen und erhob sich gegen den jungen König Sigibert. Kunibert, Bischof von Köln, und Herzog Adalgisel entboten im Jahre 639 den gesamten Heerbann Ostfrankens und zogen mit dem neun-jährigen König durch ganz Buchonien, Hessen und durch die Porta Thuringia gegen Herzog Radulf. Beschwerlich war der Feldzug durch das unwirtliche Land, und bald machten sich Erschöpfung und Hunger bemerkbar und minderten den Kampfeswillen der Angreifer. Herzog Radulf stellte sich jedoch nicht in einer offenen Feldschlacht, sondern lockte das Heer König Sigiberts bis an die Ufer der Unstrut, die schon zahlreiche Kämpfe und viel Blutvergießen der Thüringer gesehen hatte. In der Nähe von Wangen hatte er eine schier uneinnehmbare Wallburg errichten und diese mit Kriegern, Waffen und Vorräten in großer Anzahl ausstatten lassen. Viele Thüringer waren unter den Verteidigern und wünschten nichts sehnlicher, als mit Radulfs Hilfe das verhaßte Joch der Franken abzuschütteln zu können. Die Wallburg war bald von den Angreifern umringt, und ein Teil des ostfränkischen Heeres wünschte, begierig nach Ruhm und Beute, den Angriff sogleich zu beginnen. Aber Adalgisel und Grimoald, der Sohn des fränkischen Hausmeiers Pippin, des Mittleren, rieten zur Rast und Verschiebung des Angriffs. Auch wollte man weitere Verstärkungen abwarten. Da sich beide Seiten nicht einigen konnten, sorgte man vorerst für Leben und Sicherheit des jungen Königs. Schließlich begann der Teil des Heeres, der ruhmsüchtig und beute-gierig war, mit dem Sturm auf die Schanzen. Radulf konnte gelassen den ungestümen ersten Angriff aus sicherer Verschanzung heraus über sich ergehen lassen. Als ihm jedoch seine Kundschafter meldeten, daß nur ein geringer Teil des gegnerischen Heeres den Ansturm unternommen hätte, versuchte er mit seinen erfahrensten Kriegern einen Ausfall und vollbrachte selbst, an der Spitze kämpfend, Wunder an Tapferkeit. Zunächst wurden die gegnerischen Anführer getötet, dazu viele der Angreifer. Als die angeworbenen Hilfstruppen dieses alles erblickten, beschlich sie eine große Furcht und sie ergriffen als erste die Flucht. Damit machten sie die Niederlage vollkommen. Aber auch sie entgingen ihrer Vernichtung nicht.

Der königliche Knabe weinte, als er von dem Verlust so vieler tapferer Krieger hörte und rang verzweifelt seine kindlichen Hände. Den Rest des Heeres hatte nunmehr ebenfalls der Mut verlassen, einen erneuten Angriff zu wagen.

Sigibert ließ durch Grimoald um Frieden und um ungehinderten Abzug nach Metz bitten.

Großmütig erlaubte es Herzog Radulf.

Er herrschte nunmehr über Thüringen, wie ein unumschränkter König, obwohl er sich stets nur Herzog Radulf nannte und nennen ließ. Er schloß Bündnisse mit den Wenden und anderen Nachbarn und starb in Frieden.

Nach seinem Tode herrschten in Thüringen fränkische Herzöge aus Würzburg. Diese stellten die Oberherrschaft der fränkisch-merowingischen Könige nicht in Frage, sondern erkannten diese ausdrücklich an.

Der letzte von ihnen, Herzog Heden II., starb als tyrannischer Unterdrücker eines gewaltsamen Todes. An ihn denken wir kaum noch.

Aber an Radulf und an seinen Freiheitskampf an der Unstrut bei Wangen denken wir heute noch und werden stets daran erinnert, wenn wir die Reste der Wallanlagen bei unseren Wanderungen durch den Kreis Nebra erblicken.



Zwischen der Steinklöbe und dem Dörflein Mechthilderode — seit 1667 Ziegelroda genannt — liegt von alters her, inmitten eines Forstes, eine Stelle, die „Drei Hiebe“ genannt wird.

Einstens hatten zwei Waldarbeiter den Auftrag, eine bis hoch in den Himmel emporragende Tanne zu fällen.

Obwohl ihre Äxte frisch geschärft, ihre Muskeln kräftig und ihre Körper ausgeruht waren, wollte ihnen das gar nicht gelingen.

Der Schweiß lief ihnen bereits am ganzen Körper herunter, und ihre Kräfte drohten zu erlahmen.

Da stand plötzlich ein buckeliges Waidmännlein vor ihnen und erbot sich, ihnen diese schwere Arbeit abnehmen zu wollen.

Verwundert hielten die beiden Männer in ihrer Arbeit inne. Ehe sie aber überhaupt Zeit fanden zu antworten, hatte das Männlein bereits

die kleinste Axt unter ihren Werkzeugen hervorgesucht, ergriffen und mit eins-zwei-drei Hieben den ungeheuren Stamm zu Fall gebracht. Als sich Lärm und Staub verzogen hatten, war vom Waldmännlein weit und breit nichts mehr zu sehen. Geblieben ist nur der Name: „Drei Hiebe“.



Vom Sterben eines großen Königs

Anno Domini 936, zu Beginn des Sommers, zog, von nur wenigen Personen begleitet, König Heinrich I., ihm zur Seite seine Gemahlin Mathilde, die alte Handelsstraße von Erfurt in Richtung Kölleda, Burgwenden, über die Finne hinunter nach Wiehe und zu seiner Pfalz Memleben.

Er hatte auf einen Reichstag nach Erfurt alle Fürsten des Reiches beschieden, um sich mit ihnen über die Wahl seines Nachfolgers zu einigen.

Mit Genugtuung konnte er feststellen: Alles war ihm nach Wunsch gegangen!

Einstimmig hatte man sich für seinen ältesten Sohn Otto als Nachfolger entschieden.

Nachdem auch noch die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt werden konnten, die sich einer Verlegung des adeligen Nonnenstiftes zu Wendhausen nach Quedlinburg entgegengestellt hatten, verfügte er über sein Haus.

Otto, sein Sohn aus seiner zweiten Ehe mit Mathilde, der Tochter des Grafen Dietrich aus dem Geschlechte der Widukinde, sollte fortan das Haupt desselben sein.

Danach verteilte er an ihn und seine Söhne Heinrich und Brun das Eigengut und den königlichen Schatz.

Auch Thankmar, sein Sohn aus erster Ehe mit der Nonne Hatheburg, der Tochter des Grafen Erwin von Merseburg, wurde reichlich bedacht, da ihm die große Erbschaft seiner Mutter entgangen war, die Heinrich nach seiner ihm aufgezwungenen Trennung von ihr an sich behalten hatte.

Viel hatte er in den Jahren seiner siebzehnjährigen Herrschaft erreicht: das Reich nach außen gesichert, nach innen geeint und gefestigt, im Zustand des Friedens.

Und mit dem Sieg über Ungarn konnte er einen großen Teil der Erwartungen erfüllen, die bei seiner Erhebung zum König im Jahre 919 in ihn gesetzt worden waren.

Ganz anders, als er sie empfangen, hinterließ er seinem Nachfolger die Krone des Reiches.

Zufrieden durfte er nun in seiner Pfalz zu Memleben Einzug halten. Nach Rom wär er gern noch gezogen, aber dafür war es nun zu spät, war er doch erst im Herbst des vergangenen Jahres, als er auf seiner Jagdpfalz Bodfeld dem edlen Weidwerk nachgehen wollte, daran erinnert worden, daß ein Mann von neunundfünfzig Jahren Grund und Ursache genug habe, seine Anliegen zu bedenken und sein Haus zu bestellen. Eine Überanstrengung bei der Jagd hatten einen ersten Schlaganfall ausgelöst.

Wenige Tage nach seiner Einkehr in Memleben erlitt der König erneut einen Schlaganfall.

Er fühlte nunmehr, am Ende seiner Tage angelangt zu sein, verbarg es auch der Königin nicht, mit der er lange im geheimen sprach.

Er dankte ihr für ihre Liebe und Treue und dafür, daß sie ihn im Zorn besänftigt, in vielen Dingen beraten, ihn oft von der Güte zur Gerechtigkeit geführt und standhaft ermahnt hatte, sich derer zu erbarmen, die von der Ungerechtigkeit bedrückt waren.

Auch die Königin dankte ihm unter Tränen für alle erwiesene Liebe und Treue.

Dann eilte sie, von tiefem Schmerz überwältigt, in die nahegelegene Kapelle der Pfalzkirche, um für das Seelenheil ihres todkranken Gemahls zu beten.

Inzwischen hatte sich der Himmel verfinstert, und der Glanz der Sonne war einem blutfarbenen Schein gewichen, der durch die Öffnungen der Kapelle drang.

Laute Klagerufe des Volkes, das vor dem Sterbelager des Königs ausgeharrt und gebangt hatte, schreckte sie auf und verkündeten ihr, daß der König den letzten Kampf seines Lebens ausgekämpft hatte.

Auf ihre Bitte hin las der Priester Adaldag die erste Seelenmesse für den toten König und Gemahl.

Nun trat sie erneut in das Sterbegemach, wo ihr entschlafener Gemahl lag. Dort fand sie die Söhne in Tränen, umgeben von einigen Großen des Reiches. Vom Leid übermannt, sank sie zu Füßen des Toten nieder.

Als sie sich wieder gefaßt hatte, ermahnte sie alle Anwesenden insonderheit zur Eintracht. So geschehen, am 2. Juli des Jahres 936.

Nachdem alles für das Leichenbegängnis Notwendige vorbereitet war, wurde der Leichnam mit allen Ehren nach Quedlinburg überführt, auf

dem Schloßberge, vor dem Hauptaltar der kleinen Pfalzkirche, feierlich beigesetzt, wie es der Verstorbene noch zu seinen Lebzeiten verfügt hatte.

Königin Mathilde nahm ihren Witwensitz in Quedlinburg und ließ sich nach ihrem Tode neben ihrem Gemahl beisetzen.

Während die Gebeine Mathildes, die dreißig Jahre lang Äbtissin des im Jahre 936 gegründeten Stifts Quedlinburg war, noch heute im Sarkophag ruhen, sind die sterblichen Überreste König Heinrich I. verschollen. Verfallen ist auch die Jagdpfalz Bodfeld, einstens gelegen am Zusammenfluß der Warmen und Kalten Bode im Harzland. Selbst die Lage der Pfalz zu Memleben konnte bisher noch nicht eindeutig bestimmt werden.

„Das Kaisertor“, eine mächtige, etwa zweieinhalb Meter dicke und gut zehn Meter hohe Bruchsteinmauer mit einer großen, rundbogigen Durchfahrt, erwies sich nicht als der Eingang zur Pfalz, sondern als Rest einer Kirche, der Marienkirche des 10. Jahrhunderts.

In der Erinnerung jedoch lebt König Heinrich I., den der Volksmund gern „Heinrich den Vogler“, „Heinrich den Städtebegründer, Burgenbauer und Ungarnbezwinger“ nennt, im Sagenschatz unserer Heimat weiter.



Heinrich, Sohn Otto des Erlauchten, des Herzogs von Sachsen, war zweimal vermählt.

In erster Ehe mit Hatheburg, einer Tochter des mächtigen Grenzgrafen Erwin von Merseburg, in zweiter Ehe mit Mathilde, der Tochter des Grafen Dietrich von Herford, einer Ururenkelin des berühmten Sachsenherzogs Widukind.

Heinrich hatte bei seinen Ausritten, die er von Wallhausen aus unternahm, Hatheburg kennengelernt, die in Allstedt lebte.

Sie war sehr jung schon Witwe geworden, hatte im ersten Witwenschmerz den Schleier genommen und das Gelübde abgelegt.

Heinrich faßte eine tiefe Zuneigung zu der hübschen Nonne, warb lange und unermüdetlich um sie, ließ sich nicht abweisen und entführte sie schließlich aus dem Kloster.

Heinrichs Vater sah diese Verbindung nicht ungern, denn Hatheburgs Mitgift und Erbe waren beträchtlich. Auch Hatheburgs Vater war mit der Wahl seiner Tochter einverstanden, würde Heinrich doch eines nicht mehr allzufernen Tages in die Nachfolge seines Vaters treten. Das einzige Hindernis, das sich einer Verbindung der beiden Liebenden entgegenstellte, war die Kirche.

Diese erklärte die beabsichtigte Eheschließung für unerlaubt. Ihr ging es jedoch weniger um den Bruch des Gelübdes, als um die reiche Merseburger Erbschaft, die sie durch eine erneute Eheschließung Hatheburgs arg gefährdet und dahinschwinden sah.

Herzog Otto und Graf Erwin gedachten jedoch keineswegs, sich der Kirche zu beugen und gaben ihren Kindern den väterlichen Segen.

Aber das Erbe Hatheburgs war wohl zu groß, denn bald trat ein geistliches Gericht unter dem Vorsitz des Bischofs Siegmund von Halberstadt zusammen, das Heinrich mit dem Kirchenbann bedrohte und verlangte, die Nonne von sich zu stoßen und die Ehe mit ihr zu lösen.

Hatheburg kehrte schweren Herzens in das Kloster zurück, obwohl sie ein Kind Heinrichs unter dem Herzen trug. Später erklärte die Kirche ihren Sohn Thankmar (mit Kosenamen Tammo) für unehelich.

Jahre später heiratete Heinrich die achtzehnjährige Mathilde. Die Trauung vollzog derselbe Bischof Siegmund von Halberstadt, der es durchaus mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, Hatheburg mit einem Bannfluch in das Kloster zurückzuholen, Mathilde aber den kirchlichen Segen zu erteilen.

Trotz seines hohen Alters kam er von Halberstadt nach Wallhausen an die Helme, um die Trauung zu vollziehen.

Während Hatheburg den bitteren Weg der Einsamkeit, Abgeschiedenheit und des langsamen Vergessenwerdens gehen mußte und schließlich hinter düsteren Klostermauern an gebrochenem Herzen starb, erlebte Mathilde den Aufstieg des Geschlechts der Liudolfinger zur Königs- und Kaiserwürde.

Heinrich aber behielt nach der Annullierung seiner Ehe mit Hatheburg ihr ostfälisches Erbe in seiner Hand und vermochte damit, die Liudolfingische Herrschaft weiter nach dem Süden auszudehnen.

Nach seines Vaters Tode trat Heinrich die Nachfolge als Herzog von Sachsen an, später wählten ihn die Großen Frankens und Sachsens zu Fritzlar zum ostfränkisch-deutschen König Heinrich I.

Er mußte ein schweres Erbe antreten, eine Königsherrschaft, die völlig gescheitert war und sich im Zustand der Auflösung befand. Mit Festigkeit und Energie, mit Umsicht und Weitblick verstand er es jedoch, die Aufgaben in Angriff zu nehmen.

Manchmal jedoch trafen ihn seine Freunde in tiefe Nachdenklichkeit versunken an. Sein Gesicht wirkte dabei, wie unter einem Schleier verhüllt. Da flüsterte man sich zu: „Hatheburg hat ihm den Nonnenschleier übergeworfen.“

Und als er in seiner Pfalz Memleben am Ziel seines Lebens angelangt war, da sahen die ihm am nächsten bei seinem Sterbelager Stehenden, wie sich plötzlich sein Gesicht entschleierte, während sich draußen der Himmel immer mehr und mehr verfinsterte und die Sonne nur noch ein blutfarbenes Licht in das Sterbegemach schicken konnte. Da flüsterte man sich wiederum zu: „Nun hat Hatheburg ihren Nonnenschleier zurückgeholt.“



Herr Heinrich und seine Brautschau im Kloster

Mathilde, Tochter des Grafen Dietrich von Herford, eine herrlich erblühte Jungfrau von achtzehn Jahren, befand sich zu ihrer Ausbildung in der Benediktinerinnenabtei zu Herford. Dort hatte sie Dietmar, der Erzieher Heinrichs, gesehen. Da Heinrich seit seiner gewaltsamen Trennung von Hatheburg unweiblich geblieben war, fand die begeisterte Schilderung Dietmars bei Heinrich ein offenes Ohr und bald auch ein offenes Herz. Heinrich begab sich daher, verkleidet, als wenn sie nur geringe Leute wären, mit wenigen Begleitern auf den Weg zum Kloster, um sich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Worte Dietmars zu überzeugen. Im Kreise der Nonnen, ihr zur Seite die Äbtissin, erblickte er die reizende Jungfrau, die tief in ein Gebet versunken war. Nachdem er sie lange und aufmerksam betrachtet hatte, verließ er das Kloster. Sein Blut kochte, seine Pulse jagten. Außerhalb des Klosters legte er wieder fürstliche Kleidung an und kehrte mit glänzendem Gefolge in das Kloster zurück. Hier suchte er die Äbtissin auf, die Mathildes Großmutter war, drang in sie, daß sie ihm die sittsame Jungfrau, um deretwillen er den weiten Weg zurückgelegt hätte, vorstellen möge. Der zukünftige Herzog von Sachsen fand gern Gehör bei der würdigen Äbtissin und Großmutter. Mathilde wurde herbeigerufen, flammende Röte überzog ihre schneeweißen Wangen, als sie den fürstlich gekleideten Mann erblickte. Als Heinrich sie nun aus kurzer Entfernung betrachten konnte, vermochte

er seine Blicke nicht mehr von ihr zu lösen. Er ward von ihrem Liebreiz so eingenommen, daß das Verlöbniß seiner Meinung nach keinen Aufschub mehr duldete.

Auch Mathilde fand Gefallen an dem stattlichen Mann.

Nachdem auch die Eltern der Jungfrau ihr Einverständnis erklärt hatten, wurde die Braut schon am folgenden Tag mit allen Ehren nach der Heimat des Bräutigams geleitet.

Zu Wallhausen an der Helme fand im Jahre 909 die Hochzeit statt. Heinrich schenkte seiner jungen Gemahlin als Morgengabe später die Stadt mit allem Zubehör.



Die letzten Tage eines Kaisers

Nahezu sieben Jahre hatte Kaiser Otto I., den man bereits zu seinen Lebzeiten „Den Großen“ nannte, in Italien zugebracht.

Das Jahr 972 brachte endlich eine erfolgreiche Beendigung des dritten Römerzuges und eine Anerkennung als Kaiser im Westen durch den neuen byzantinischen Kaiser Johannes Tsimiskes.

Als Unterpfand dieser Übereinkunft vermählte Kaiser Johannes dessen Sohn Otto II. mit seiner Nichte, einer griechischen Prinzessin, der schönen, klugen und willensstarken Theophanu.

Am Sonntag nach Ostern fand in der Peterskirche zu Rom die glanzvolle Vermählung und die Krönung der jungen Kaiserin Theophanu statt. Otto war bereits am Weihnachtstag des Jahres 966, als Zwölfjähriger, durch den Papst zum Mitkaiser gekrönt worden.

Nunmehr aber zog es den 60jährigen Kaiser nach seinem geliebten Sachsenlande.

Mit Sohn, den beiden Kaiserinnen und einigen Großen des Reiches kehrte er im August über einen der Alpenpässe nach Deutschland zurück.

Sein erster Weg führte ihn nach Magdeburg, dem neuen Erzbistum, das er mit Land und Einkünften so reichlich versehen hatte.

Ostern allerdings, das Fest der Auferstehung des Herrn, wollte er in seiner Pfalz zu Quedlinburg begehen und am Grab seines Vaters beten. In königlichem Ornat und „unter der Krone“ wohnte er der Ostermesse bei.

Auch einen Reichstag hatte er nach Quedlinburg einberufen, um nach Abschluß seines erfolgreichen Italienzuges seine Stellung zu demonstrieren.

Die Reichsversammlung wurde jedoch vom plötzlichen Tode seines Freundes, Ratgebers und treuen Waffengefährten Hermann Billung, des Markgrafen an der Niederelbe, überschattet.

Im Anschluß an den Reichstag fand ein Festmahl statt, bei dem der Kaiser auf dem Hochsitz in der langen Halle seiner Pfalz inmitten der Großen des Reiches saß.

Auch der anschließend abgehaltene Hoftag zeigte den Kaiser im Glanz seiner Autorität und als höchste Instanz im politischen Geschehen und Denken von der Nordsee bis zum Mittelmeerraum.

Zahlreiche Gesandtschaften fremder Völker konnte er empfangen, die sich vor ihm verneigten und ihm ihre Huldigung darbrachten.

Kaiser Otto I. blieb siebzehn Tage in Quedlinburg und ritt anschließend mit seinen Begleitern zu seiner Pfalz zu Merseburg, um dort das Fest Christi Himmelfahrt zu feiern und ein Gelübde zu erfüllen, das er vor der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde abgelegt hatte.

In ernster Stimmung schied er wenige Tage vor dem Pfingstfest von Merseburg. Seit dem Dahinscheiden Hermann Billungs wollte dem Kaiser ein dunkles Vorgefühl nicht mehr verlassen.

Auf der alten Handelsstraße, die von Merseburg über die Thüringer Grenzplatte führte, durchquerte er die Unstrutfurt bei dem heutigen Karsdorf und legte auf dem Orlas eine kurze Rast ein.

Gegen Abend erreichte er die Pfalz zu Memleben, wo sein Vater, König Heinrich I., gestorben war.

Von Memleben aus wollte der Kaiser nach kurzer Rast nach Quedlinburg weiterreiten, wo er das Pfingstfest zu feiern gedachte.

Am nächsten Tag verließ er, nach seiner Gewohnheit, schon sehr früh das Schlafgemach, um dem Horasingen und der Frühmette beizuwohnen. Danach ruhte er ein wenig, verteilte nach dem Hochamt Almosen unter die Armen, war den Tag über heiter und wohnte auch noch der Vesper bei.

Nach dem Absingen des Evangeliums fühlte er sich plötzlich sehr unwohl, schwankte und wollte ohnmächtig umsinken. Seine Begleiter bemerkten es, fingen ihn auf, führten ihn zum Sessel und stützten sein Haupt.

Doch seine Lebensuhr schien abgelaufen zu sein. Nachdem er alle drei Sterbesakramente empfangen hatte, gab er ohne Seufzer und in großer Ruhe den Geist auf.

Es war der Mittwoch vor Pfingsten, der 7. Mai des Jahres 973.

Er wurde aus der Kirche in sein Schlafgemach getragen und das Volk vom Tode seines Kaisers in Kenntnis gesetzt.

Groß war die Trauer über diese Nachricht!

Sein Herz wurde dem Körper entnommen und in der Marienkirche zu Memleben bestattet.

Seine mit Spezereien bereitete Leiche aber überführte man elbabwärts nach Magdeburg, wo sie unter großen Ehren in tiefer Trauer empfangen und in einem marmornen Sarkophag gelegt wurde.

Memleben an der Unstrut kann für sich in Anspruch nehmen, das Herz eines der größten deutschen Kaiser zu beherbergen.

Nur liegt es seit mehr als eintausend Jahren unter der Marienkirche, die vom Schutt dieser Jahre bedeckt wird.



Bildnisse großer Herrscher und ihrer Gemahlinnen

Oft und gern weilten die ottonischen Könige und Kaiser in ihrer Pfalz zu Memleben an der Unstrut.

Sie hielten dort Hof, vergnügten sich bei der Jagd, empfingen ausländische Gesandte und feierten hohe kirchliche Feste.

Noch heute erinnern Relikte und Ruinen an diese Zeit vor mehr als eintausend Jahren!

Würde dich dein Weg, verehrter Leser, an einem trüben Regentage, gelenkt vom Zufall oder geführt vom eigenen Willen nach Vervollkommnung deines Wissens und nach Erbauung in die Ruinen der einstmals gar so bedeutenden spätromanischen Klosterkirche des 13. Jh. zu Memleben führen, so könnte auch dir hier Außergewöhnliches widerfahren:

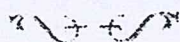
Du müßtest jedoch durch den ehemaligen Haupteingang, durch das Portal an der Westseite, in das Mittelschiff eintreten.

Und solltest du unter einem Glücksstern das Licht der Welt erblickt haben, dann könntest du erleben, wie ganz langsam aus dem geschliffenen Sandstein der ersten acht Pfeiler schemenhaft Bildnisse in menschlicher Größe hervortreten: die Stifter und Wohltäter des Klosters zu Memleben mit ihren Gemahlinnen.

Du erkennst unschwer, lassen dich deine Augen nicht im Stich und besitzt du ausreichend genug Phantasie, in den Linien und Umrissen, auf einem ehemals dunkelbraun getöntem und mit goldenen Kreuzchen

besetzten Teppichgrund die in Farbe gemalten drei großen ottonischen Herrscher mit Zepter, Schwert und Krone, an ihrer Seite, mit Abtmütze, den Abt des Klosters, Bischof Vunniger. Ihnen gegenüber, in den vier weiblichen Gestalten, treten dir Mathilde, König Heinrich I. zweite Gemahlin, Otto des Großen erste und zweite Gemahlin Editha und Adelheid, als letzte dann die byzantinische Prinzessin Theophanu, die Gemahlin Otto II., entgegen.

Rätselhaft bleibt, bis auf den heutigen Tag, wie eh und je, immer noch die Rosette zu Edithas Füßen.



Der Sausberg

Vor vielen Jahrzehnten, an einem der letzten Kalendertage des Monats November, tobte über den Höhen der Finne ein arges Unwetter mit Regen, Sturm und Schnee.

Manch morscher Waldesriese zerbarst unter dem Ansturm der Gewalten wie ein Zündholz und das, was auf den Feldern ungeschützt gelagert war, das wurde hinweggefegt und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Wer von den Bewohnern der Ortschaften nicht unbedingt aus dem Haus mußte, verkroch sich voller Furcht in eine Ecke seiner vier Wände. Selbst die Tiere in den Stallungen zeigten sich verängstigt.

Zu gleicher Zeit starb in Häseler der Abt des dortigen Klosters. Ein Mönch wurde bestimmt, diese traurige Kunde nach dem Kloster Memleben zu tragen.

Im Tale des Haselbaches war bisher von dem Unwetter noch nichts zu spüren gewesen.

Aber das sollte sich bald ändern!

So war der Mönch bald gezwungen, an geschützten Stellen seinen Weg zu nehmen. Mehrmals hatte er sich bereits in der aufkommenden Dämmerung verirrt. Da beschloß er schließlich, unter einer alten Buche Schutz zu suchen und den Aufgang des Mondes abzuwarten. Erst danach wollte er seinen Weg fortsetzen.

Kaum, daß er sich hatte niederlassen können, vernahm er aus der Ferne das Rasseln eines Wagens. Bald darauf näherte sich dieser, und eine hin- und herschwankende Laterne beleuchtete dürftig das Fuhrwerk. Es

war ein absonderliches Gefährt, das da vor ihm auftauchte und anhielt. Ein hinkender Mann hatte sich an die Stelle eines Pferdes gespannt, und im Fuhrwerk selbst saß eine zahnlose Alte. Sie lud den Mönch zum Einsteigen und Mitfahren ein. „Besser schlecht gefahren, als gut gelaufen“, so dachte dieser, denn er hatte noch einen weiten Weg vor sich.

Und ganz plötzlich ging die Fuhre ab, erst ganz langsam, dann immer schneller. Dem Mönch erschien es, als würden sie durch die Lüfte fliegen. Er schrie laut auf und bat, aussteigen zu dürfen, aber nun wurde die Fahrt erst recht schneller und immer schneller, bis das Fuhrwerk einen Abhang hinuntersauste und schließlich zerschmettert liegenblieb. Nur der hinkende Mann erhob sich aus den Trümmern und zeigte mit Pfedefuß und Fratze seine wahre Teufelsgestalt. Die Alte blieb verschwunden.

Hohnlachend rief der Satan dann aus: „Habe ich dich doch noch gekriegt, du armseliger Wicht, der du dich mir mit deinem eigenen Blute verschrieben hattest und der dann ins Kloster flüchtete, um mir zu entgehen!“

Viele Tage später fand man den Mönch, der so viele Wochen und Monate das Kloster nicht mehr verlassen hatte und diesen ersten Auftrag erledigen sollte. Sein Gesicht war verzerrt und auf den Rücken gekehrt. Der Bergabhang trägt seit dieser Zeit den Namen „SAUSBERG“ und so heißt er bis auf den heutigen Tag.



Der Freischütz Peters

Vor vielen Jahren lebte in Saubach der Wild- und Freischütz Peters. Auch in Herrengosserstedt lebte ein solcher. Beide waren miteinander arg verfeindet und trachteten sich gegenseitig nach dem Leben.

Eines Tages, zur Kirchweih, vergnügte sich Peters mit anderen Burschen des Ortes beim Kegelschieben.

Da durchschlug plötzlich eine Kugel den Hut Peters und verletzte dessen Kopfhaut.

Peters wußte sofort, wer den Schuß abgegeben hatte.

Aus seiner Tasche wickelte er eine Freikugel, murmelte eine Beschwörung vor sich hin, spannte den Hahn seiner Büchse und rief zornig: „Nun ist es um dich geschehen, Bursche, warum hast du nicht besser getroffen!“

Er nahm seinen Hut, stülpte ihn auf den Kegelkönig, zielte lange und drückte schließlich ab. Der Kegelkönig ward getroffen und halbiert. Peters legte nun sein Gewehr beiseite und spielte seine Kegelpartie zu Ende.

Zu selbiger Minute brach in Herrengosserstedt, eben noch gesund und munter, sein Feind tot zusammen.

Von diesem Tage an fürchtete man Peters und versuchte, ihm aus dem Wege zu gehen. Niemand wollte mehr etwas mit ihm zu tun haben.

Ging es aber zur Jagd, dann holte man ihn wie eh und je. Er brauchte sich ja nur ein Wild zu wünschen, in die Luft zu schießen, gleich lag es tot zu seinen Füßen.

Aber eines schönen Tages lag auch er in seinem Blute, der Satan, der ihm die Freikugeln verschafft hatte, wollte seine Seele haben.

